

Raffiniert: Schriftstellerin Zeh.

Was ist Wahrheit?

Gerhild Heyder

Juli Zeh: Pony Show. Luchterhand.
512 S., Fr. 37.90

«Es ist eben das, was Menschen tun. Das Leben feiern. Geschichten erzählen. Sich nach den Sternen strecken, während die Körper unaufhaltsam im Schlamm versinken.» Und dabei auf ihre «Splitterbereitschaft» vertrauen – die unterschiedlichen Gaben und Bedürfnisse zulassen, die herauswollen, ohne Angst vor möglichen Konsequenzen. Mit ironischem Vergnügen setzt sich Juli Zeh wieder einmal zwischen alle Stühle. Worum geht es in «Pony Show», ihrem neuen Roman? Ist es ein Justizkrimi? Eine toxische Liebesgeschichte? Ein feministisches Statement? Das Buch hat von allem etwas, ohne sich auf eine Seite zu schlagen, es bleibt dem Leser überlassen, ob er in diesem wilden Vexierspiel einen sicheren Standort findet.

Bethany (Betty) Hell, 54-jährige Leiterin des alteingesessenen Hamburger Lysander-Verlags, steht unter Mordverdacht; sie wird angeklagt, ihren jungen Mitarbeiter Fero Lebed, mit dem sie angeblich ein Verhältnis unterhielt, umgebracht zu haben. Allerdings gibt es keine Leiche. Es gibt Indizien: Feros Blut an einer alten Pistole, die Bettys Vater gehört, Blutspuren in Bettys Ferienhaus – und Fero ist verschwunden.

Betty schweigt, nicht nur vor Gericht. Ihr Anwalt, Dr. Mark Steinert (der auch der Ich-Erzähler der Geschichte ist), versucht verzweifelt, den Hergang der Ereignisse aus seiner unter Auflagen freien Mandantin herauszubekommen, damit er sie adäquat verteidigen kann. Irgendwann beginnt die gebildete, belesene, gutaussehende und noch dazu äusserst scharfsinnige Frau, die bis zum Prozess zur Elite der Hansestadt gehörte, ihrem Anwalt häppchenweise zu offenbaren, was sich seit dem Eintritt des jungen Mannes in den Verlag vor einem halben Jahr zwischen ihnen zugetragen hat.

Vehement bestreitet sie, Fero getötet zu haben, nicht aber das sich schnell aufbauende Vertrauen zwischen ihr und dem 25 Jahre Jüngeren, in dem sie einen «Seelenverwandten» zu erkennen glaubte. Die toughe Verlagsleiterin, glücklich verheiratet mit fast erwachsenem Sohn, lässt zu, dass ungeahnte Emotionen von ihr Besitz ergreifen. Ohne Rücksicht auf Job, Kollegen, Familie und auf Fero liefert sich Betty ihren Gefühlen aus und taumelt konsequent durch die berauschende Gegenwart, bis sie alles verloren hat, was einmal wichtig war. Bis auf Mark, ihren Anwalt, der nach anfänglicher Begeisterung über den ersten Mordprozess seiner aufstrebenden Kanzlei mit einem zwangsläufigen Erfolg rechnet. Aber zunehmend befallen ihn Zweifel. Immer tiefer gräbt er sich hinein in den «Fall Betty», vernachlässigt seine Frau und die zwei kleinen Kinder, um sich geradezu obsessiv den Fallstricken der Causa Betty auszuliefern, bis ihm die professionelle Distanz abhandenkommt und man auch um sein Seelenheil fürchten muss.

Minimale Hinweise

Juli Zeh ist Juristin und ehrenamtliche Verfassungsrichterin in Brandenburg, sie weiss, wovon sie schreibt. Auch der Medienzirkus bekommt sein Fett ab. Das Verhältnis eines älteren erfolgreichen Mannes mit einer halb so alten Mitarbeiterin ist längst nicht so interessant wie

Der riesig aufgebauschte Rummel in den digitalen Medien wird hier genüsslich ausgebreitet.

der umgekehrte Fall – auch heute noch. Der riesig aufgebauschte Rummel in den digitalen Medien wird hier genüsslich ausgebreitet und, wo möglich, im Interesse der Angeklagten von der Verteidigung instrumentalisiert.

Der Begriff «Pony Show» besagt, dass sich eine Person als jemand mit überragenden Fähigkeiten inszeniert, ohne dass allzu viel dahintersteckt. Im Roman taucht er zum ersten Mal auf Seite 397 auf und bezieht sich auf den Prozess.

Wer hier die grösste Show veranstaltet, mag jeder selbst herausfinden. Und wer die Auflösung und die Wahrheit des «Falls Bethany Hell» erfahren will, der muss tatsächlich das ganze Werk vom Anfang bis zum Ende durchlesen; eingestreute minimale Hinweise verdienen Aufmerksamkeit und sollten nicht überlesen werden. Juli Zeh hat einen dichtverzweigten, facettenreichen und sehr raffinierten Roman geschrieben, dem der Leser verfällt.

Der Mann, der auf dem Mars war

Regula Stämpfli

Nikolaus Wyss: Steve Huges unglaubliche Reise zum Mars. Ein Bericht. Edition Königstuhl.
176 S., Fr. 27.90

Zu Beginn des Romans betreten wir ein Zimmer in einem Palliativzentrum und treffen auf einen Mann, der offiziell schon tot ist. Zahnlos. Ausschläge. Schläuche. Der Geruch ist das Gegenteil jenes Parfüms, das man einst unter seinem Namen verkaufte. Steve Huge, geboren als Stefan Hugentobler, Schulleiter aus Aarau und Marsreisender, wartet auf ein Ende, das er schon längst hinter sich haben sollte.

Aus Interviews, anhand von Tagebüchern, Funksprüchen, mit Hilfe einer Archivarin in Alabama und einem Ingenieur in Chengdu verfasst

Bild: Thomas Koy

der Autor einen «Bericht». Sehr skurril, da sehr helvetisch: Die Expedition ins Weltall beginnt in einem spiessigen Reihenhaus im Kanton Aargau. Hugentobler nutzt seine Pensionierung als Startbahn in ein abenteuerliches Leben – dies gilt auch für den Autor. Denn Nikolaus Wyss, 1949 als aussereheliches Kind der Schriftstellerin und Journalistin Laure Wyss in Zürich geboren, ist ein ähnlich verschrobener Mann wie Steve Huge. Er bereiste die Welt, war Buchhändler in São Paulo und Bogotá, studierte in Zürich, gründete im gesetzteren Alter in Schwamendingen einen Opernchor und ein Theater, die «Trinkhalle». Wyss war auch Mitbegründer von *Der Alltag* und beim *Tages-Anzeiger-Magazin* tätig, wurde Rektor der Hochschule für Gestaltung in Luzern.

Der Alters-Unruhestand führte ihn wieder nach Südamerika – ein Abenteurer halt. Sein Mars-Roman, diese Mischung aus Aufbruch, Enttäuschung, Witz und Melancholie, wirft auch einen Blick auf diese Nachkriegsgeneration, die so viel geschaffen hat und immer mehr erleben wollte. Der Blick auf die Menschen fällt manchmal arg zynisch aus, ist aber nie langweilig. Hinter der Groteske kennt der Autor die Hoffnung seiner Figuren. Er weiss, wie berauschend der Aufbruch ist – und wie schmal die Grenze zwischen grosser Reise und gescheiterter Landung.

Reality-TV mit Sauerstoffmangel

Die Hauptfigur Steve Huge ist, anders als Nikolaus Wyss, verheiratet, heterosexuell und enttäuscht darüber, dass der eigene Lebenslauf nicht reicht, um zur Legende zu werden. Die Kinder sind weg, die Ehe ist kalt, die Schwiegermutter dement. Dann endlich: das One-Way-Ticket zum Mars. Welch grandiose Alternative zum Altersheim! Der Lehrer bewirbt sich auf Youtube und wird zum Publikumsliebling. Das Reality-TV-Mars-Experiment ist wie Social Media – einfach mit grossem Sauerstoffmangel.

Wyss' Buch ist verrückt, im besten Sinn. Literarisch, weil der Schulleiter den Garten nicht erträgt: Die Blumen wissen, was aus ihnen wird. Stanislav Lem schickte seine Forscher nach Solaris, wo es keine Antworten gibt, nur unbestellte Erinnerungen. Wyss schickt den lebensmüden Lehrer in eine Reality-Show auf den Mars. Philip K. Dick hätte den Kopf geschüttelt, dann gelacht. Denn der Lehrer ist die Action. Der Lehrer, der noch über die Zukunft nachdenken kann. Beispielsweise über die auf dem Mars gezeugten Kinder. Die weder See, Baum noch Rose kennen oder Erfahrungen machen können, wie sie eben zum Menschwerden gehören. Denn das Leben auf dem Mars ist regelbestimmt, eine Haft ohne Verbrechen. Das Buch ist nicht zuletzt verrückt, weil es einen realen Hintergrund hat. Mit 64 war Nikolaus Wyss 2013 tatsächlich einer von 200 000 Bewerbern für das private Raumfahrtprojekt «Mars One». Er kam nicht in die engere Auswahl.

Die Expedition ins Weltall beginnt in einem Reihenhaus im Kanton Aargau.

Unter die Haut

Peter Henning

Lauren Groff: Raufbold. Claassen. 256 S., Fr. 37.90

«Schreiben ist der einsame Sport von Trauerklössen», bekannte die kanadische Schriftstellerin Lauren Groff einmal augenzwinkernd. Tatsächlich lasten schwere dunkle Schleier über ihren nun auf Deutsch unter dem Titel «Raufbold» vorliegenden Erzählungen. Es sind Storys in bester amerikanischer Tradition, die vielfach von Geschöpfen handeln, die früh gelernt haben, sich kleinzumachen in einer Erwachsenenwelt, in der jede Kommunikation unmöglich scheint oder in Schweigen versiegt.

Von der jugendlichen Turmspringerin Sara, die mit der schweren psychischen Erkrankung ihrer Mutter zu kämpfen hat, heisst es am Ende: «Sie musste sich mit dem Schrecklichen auseinandersetzen, das gerade geschah, mit der Zukunft, die sich immer höher vor ihr aufbaute, würde hineingezogen werden in jenes dichtere, dunklere, noch viel einsamere Gewebe, den Stoff, aus dem der Rest ihres Lebens bestand.» Eindringlich führt die 1978 geborene, in Florida lebende Lauren Groff vor, wie eng Aggressionen, Enttäuschung und Verletzlichkeit beieinanderliegen – und welche Spuren das Nichtgesagte ihrer sich zunehmend in der Psychose verlierenden Mutter in der Teenagerin hinterlässt.

Schauplatz der neun Storys ist jener gottlose amerikanische Süden, in dem schon die grosse Flannery O'Connor ihre kleinen, sich oft in jäher Gewalt entladenden Southern-Gothic-Endspiele inszenierte. Dabei spürt Groff dem Unberechenbaren und Ungesagten im scheinbar Gewöhnlichen nach, indem sie von Menschen erzählt, die unversehens an Grenzen geraten, zumeist erfolglos mit ihren Sehnsüchten ringen und sich darüber in den Widersprüchen ihres Lebens verheddern.

Groff besticht in ihren Erzählungen durch einen unbestechlichen tiefenpsychologischen Blick. Darin erinnert sie an die Meister der sogenannten kleinen Form wie Tobias Wolff oder André Dubus, deren Momentaufnahmen amerikanischen Lebens eindrucksvoll demonstrieren, wie kraftvoll, psychologisch erhellend und voller überraschender Wendungen eine Kurzgeschichte sein kann, die ihre Figuren ernst nimmt.

Wenn Joanie, die Protagonistin der Geschichte «Nach Sunland», nach dem Tod ihrer Mutter die Verantwortung für ihren geistig behinderten Bruder übernehmen muss – und ihn in eine Einrichtung bringt –, so führen sie ihre Handlungen bald unweigerlich zu grundsätzlichen Fragen: Wie viel Fürsorge ist möglich, wenn man selbst erschöpft ist? Wann wird Verantwortung zur Überforderung? Darf man einen Menschen los- und sich selbst überlassen, wenn man das Gefühl hat, ihm nicht mehr gerecht werden zu können? Groff treibt ihre Figuren immer wieder in existenzielle Konflikte, für die sie keine Lösungen haben. So bleibt ihnen wie Joanie häufig nichts anderes, als ihr Gegenüber auf ein unbestimmtes Später zu vertrösten: «Hör zu, Bud, sagte Joanie. Ich komme zurück und hol dich hier wieder raus. Ich mache mein Studium, dann besorge ich nur eine Stelle, und sobald ich genug Geld für uns beide verdiene, komme ich und hole dich wieder ab. Lieber Gott, verzeih mir. Aber Buddy hört ihr nicht zu.»

«Raufbold» vereint neun handwerklich überaus präzise gearbeitete Erzählungen von bisweilen beklemmender Kälte. Ein Ausblick auf eine womöglich bessere Zukunft existiert für die meisten ihrer Protagonistinnen nicht – und für die Herausforderungen ihres Alltags haben sie bald nur noch ein Schulterzucken übrig. So liegt etwas Dunkles, Verstörendes über allem: die stille Barbarei eines Lebens, das womöglich zu Ende ist, bevor es überhaupt richtig begonnen hat.

«Was mich interessiert, sind junge Frauen in der Pubertät, die Widerstand aufzubringen versuchen», erklärte Groff einmal. Tatsächlich aber sind ihre Antiheldinnen kaum je fähig, ihre Sehnsüchte und Wünsche zu artikulieren. Als vage Andeutungen kriechen sie zwischen den Sätzen hervor. Dies zu beobachten, ist traurig – und geht unter die Haut.



«Widerstand»: Autorin Groff.

Bild: Enric Fontcuberta/EPA/Keystone

Sprachliche Entdeckungsreise

Sylvie-Sophie Schindler

Iacopo Melio: Die kostbarsten Wörter der Welt, Verlag Piper, 240 S., Fr. 23.90

Zu den bekanntesten Zitaten des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein gehört dieses: «Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.» Es stammt aus seinem Frühwerk «Tractatus logico-philosophicus», ebenso wie der berühmte Schlusssatz: «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.» Es stimmt. Mit Sprache lässt sich bei weitem nicht alles ausdrücken, was wir erfahren und erkennen, und gerade das Wesentliche ist schwer, in Worte zu bringen, wenn nicht gar unmöglich. Und doch lässt sich entdecken, dass manches, was einem in der eigenen Sprache unsagbar scheint, in anderen Sprachen ganz mühelos formuliert wird.

Der italienische Journalist Iacopo Melio, geboren 1992 in San Miniato, hat sich aufgemacht, just diese Begriffe zu sammeln. In «Die kostbarsten Wörter der Welt», so der Titel, finden

Ein herzerwärmendes Büchlein, das vor allem Sprachliebhaber erfreuen dürfte, aber nicht nur.

sich, alphabetisch geordnet, zahlreiche unübersetzbare Schätze, die in den unterschiedlichen Sprachen liegen. Ein herzerwärmendes Büchlein, das vor allem Sprachliebhaber erfreuen dürfte, aber nicht nur. Wahrscheinlich ist, dass auch jene, die sich mit Sprache wenig befassen, Feuer fangen und eine neue Begeisterung entwickeln. Man wird beim Lesen regelrecht zum Entdecker von Formulierungen, nach denen man schon – viel zu lange – gesucht hat. Und man staunt, warum Menschen anderswo in der Welt Begriffe für Zustände und Empfindungen haben, die einem selbst fehlen. Beziehungsweise dass sie das in ein Wort fassen können, was man selbst nie nötig fand, zu benennen – und plötzlich fragt man sich, wieso man bisher so achtlos gewesen ist.



Jedes Wort macht neugierig: Autor Melio.

Auch Schweizerdeutsch kommt vor

«Wir reisen zu verschütteten, vergessenen oder nur angedeuteten Gefühlen, die jetzt eine Stimme – und damit auch eine Form – bekommen und sich in Bewusstsein verwandeln», kündigt Melio in seinem Vorwort an. Jede Sprache sei «der Spiegel einer kollektiven Seele, eine Landkarte, gezeichnet von einer Kultur und den Erfahrungen eines bestimmten Volkes». Insofern ist dieses Buch sicher auch ein Beitrag zur besseren Verständigung unter den Völkern. Was nie falsch ist, besonders nicht in heutigen, von Spaltung und Agitation beherrschten Gesellschaften. Die Wörter, allesamt Substantive, die der Autor zusammengetragen hat, stammen unter anderem aus Japan und China, Italien und Rumänien, Schweden und Russland. Zudem aus afrikanischen Sprachen wie Akan, Bantu und Rukwangali. Ebenso aus dem Hindi und dem Jiddischen. Doch auch das Deutsche hat seine verbalen Schätze und daher Einzug in das Büchlein gefunden, beispielsweise mit «Augenstern», «Waldeinsamkeit» und «Torschlusspanik». Auch das Schweizerdeutsch ist mit «Blüttle» und «Bettmümpfeli» mit dabei. Nur was sagt der deutschsprachige Mensch, wenn er Vergnügen daran hat, sich in ein weiches Sofakissen fallen zu lassen? Hier wiederum fehlt ihm der Begriff. Im Finnischen hingegen wird man fündig, wenngleich man hierzulande gewiss üben muss, bis es einem flüssig über die Lippen geht: «Hyppytyynytyydytys».

Wie das Beispiel zeigt, geht es Melio nicht um Wörter, die phonetisch herausragend sind, also besonders schön klingen, sondern um solche, die uns in der Welt beheimatet fühlen lassen, weil sie

«Crisalismo» bezeichnet die Geborgenheit, während eines Unwetters zu Hause zu sein.

an unsere Seele rühren und unsere Verbindung zur Natur, den Dingen oder anderen Menschen verdeutlichen. Oft ist auch Poesie mit im Spiel. «Luscofusco» aus dem Galizischen meint den Augenblick nach dem Sonnenaufgang oder vor

Bild: facebook.com/iacopomeliopage

dem Sonnenuntergang, wenn der Himmel sich zart färbt. Mit dem russischen Wort «Razbliuto» wird die Zuneigung benannt, die nach dem Ende einer Beziehung bleibt. Mit dem französischen «Retrouvailles» die Freude über ein Wiedersehen nach langer Trennung. «Crisalismo» aus dem Italienischen bezeichnet die Geborgenheit, während eines Unwetters zu Hause zu sein: «Es ist eine Atmosphäre voller Melancholie, Wärme und Stille, fast so, als wären wir wieder im Mutterleib.»

Jedes Wort macht neugierig auf das nächste. Man blättert und blättert, man kriegt nicht genug. Was man mit dem Büchlein in Händen hält, ist «Kazuri». Das ist ein aus dem Suaheli stammender Begriff, der «eine schöne, kleine Sache» meint.

Selbstgerechte Moralisten

Pierre Heumann

Maxim Biller: Schwarze Samstage – Roman eines Jahres. Kiepenheuer & Witsch. 304 S., Fr. 36.90

«Manchmal wünsche ich mir trotzdem, meine Mutter und mein Vater wären keine Juden gewesen.» Das sagt Ari, der Ich-Erzähler in Maxim Billers «Schwarze Samstage», dessen persönliche Eckdaten die Nähe zum Autor unübersehbar machen. In diesem Satz steckt die Erschöpfung, aus der der Roman seine Kraft bezieht. Die jüdische Herkunft erscheint als ein Schicksal, dem sich selbst durch Distanz zu Religion, Tradition oder Israel nicht entkommen lässt. Andere erinnern einen daran – seit dem 7. Oktober 2023 wieder mit einer Wucht, die längst überwunden schien.

Biller wäre nicht Biller, würde er diese Erfahrung nicht in eine Kampfansage an Antisemiten und Israel-Hasser verwandeln: polemisch unausgewogen, bewusst einseitig, schonungslos scharf und mitunter bitter zynisch. Doch hinter der Angriffslust steht eine tiefe Verletzung. Das Massaker der Hamas hat bei ihm eine Gewissheit zerstört: dass Juden wenigstens im Augenblick ihrer Ermordung mit der vorbehaltlosen Empathie ihrer Umwelt rechnen können. Ari fragt sich aber auch, warum Juden trotz aller Anfeindungen an ihrem Judesein festhalten: «Woher kommt dieser Starrsinn?» Aus dieser Frage wächst das Verständnis für ihre Rückkehr nach Palästina: Wer, fragt er, könnte ihnen verdenken, nach Jahrhunderten der Verfolgung im eigenen Land Schutz zu suchen?

Schutz nicht mal mehr in Israel

Die Erfahrung des 7. Oktober verändert Aris Blick auf Deutschland, Israel und das eigene Leben. Wenn selbst Israel keinen Schutz mehr vor einem Pogrom bietet und Juden andernorts für dessen Politik haftbar gemacht werden: Wo können sie sich überhaupt noch sicher fühlen?

Das Buch folgt dieser Unruhe assoziativ. Erinnerungen und Begegnungen gehen in Anklagen über, die Gegenwart öffnet sich zur biblischen Geschichte, zu historischen Pogromen und zur Schoah. Die Zeitebenen schieben sich ineinander; was vergangen schien, kehrt als reale Möglichkeit in die Gegenwart zurück. Auch die Genozidklage gegen Israel vor dem Internationalen Gerichtshof gerät in Aris düsteren Gedankensog: Wieder sitzen Juden auf der Anklagebank der Weltgeschichte. «Denn spätestens ab jetzt ging das Wort ‹Völkermord› nicht mehr weg, wenn irgendwo auf dem Globus über den Verteidigungskrieg Israels gegen die Moslembrüder und -schwestern von Gaza geredet wurde.»

Polemisch unausgewogen, bewusst einseitig, schonungslos scharf und mitunter bitter zynisch.

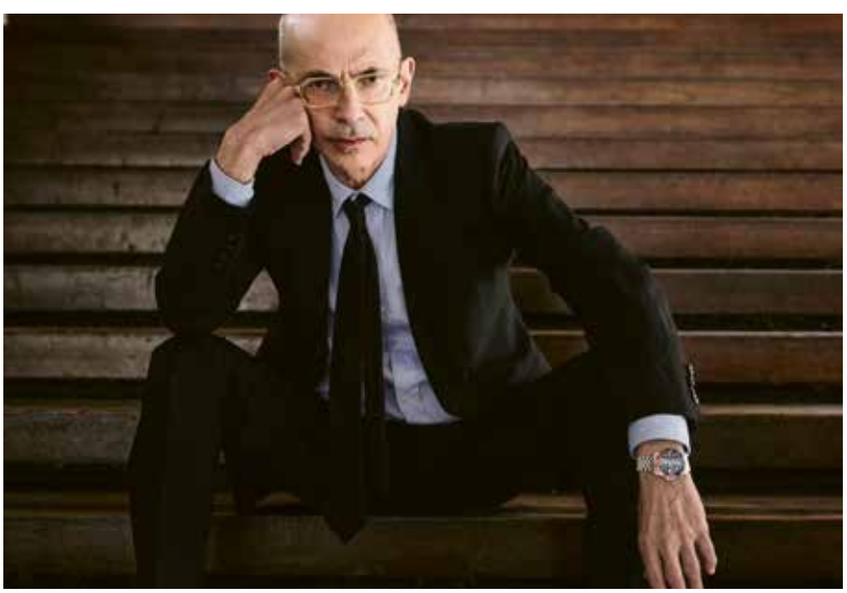
Für Ari ist die Schlussfolgerung klar: Jeder Jude und jeder Israeli sei am 7. Oktober daran erinnert worden, dass «eine dritte jüdische Nakba jederzeit möglich war». Mit dem arabischen Wort für Katastrophe, das gewöhnlich die Flucht und Vertreibung der Palästinenser von 1948 bezeichnet, spielt er auf die Angst vor erneuter jüdischer Vertreibung und Vernichtung an. Die Aneignung des Begriffs «Nakba» ist eine gezielte Provokation: Sie widersetzt sich einer starren historischen Rollenverteilung, in der Juden nur noch als Mächtige und Täter vorkommen dürfen.

Besonders scharf attackiert Ari den Postkolonialismus. Er spannt einen Bogen von den Tunneln der Hamas über die Hörsäle von Harvard bis in den Berliner Kulturbetrieb. Sein Vorwurf: Wer Israel zum Inbegriff kolonialer Unterdrückung erkläre, könne jüdische Opfer kaum noch wahrnehmen. Ihre Ermordung werde zur Widerstandshandlung hochgejubelt, Solidarität mit den Ermordeten zum politischen Verdachtsfall. Historische Erklärungen können zur moralischen Entlastung von Tätern dienen. Wer unmittelbar nach dem Massaker vor allem dessen Vorgeschichte, den «Kontext», erläutern wollte, muss sich fragen lassen, weshalb ihm die Verurteilung der Mörder so schwerfiel.

Eine beschwichtigende Antwort ist von Ari nicht zu erwarten. Von der Judenhetze des antiken Gelehrten Apion bis zum Hass nach dem 7. Oktober lässt er eine Feindschaft Revue passieren, die ihre Begründungen wechselt und ihre Opfer behält. So wird in einer Familienrunde die Frage aufgeworfen, ob die Welt nach Auschwitz endgültig vom Judenhass geheilt sei. Der Satiriker und Aphoristiker Gabriel Laub, der bei einem dieser Treffen dabei ist, hält diese Hoffnung für ähnlich aussichtslos wie den Versuch, den Menschen Hunger oder Sexualität auszutreiben: «Wir leben gerade zwischen den Fluten; aber das Meer, das wird bleiben. Das verschwindet nie.» Billers Roman gibt dieser Angst eine Stimme, die gerade in ihrer Schärfe ihre Verletzlichkeit offenbart. Und es lässt eine drängende Frage zurück: Warum müssen Juden, zürnt Ari, selbst nach einem Massaker noch um Mitgefühl kämpfen? Oder wirft man ihnen vor, an Auschwitz auch ein bisschen schuld zu sein?

Warum müssen Juden, zürnt Ari, selbst nach einem Massaker noch um Mitgefühl kämpfen?

Aris Polemik kennt kein Pardon: Die Hoffnung, Judenhass mit Vernunft beizukommen, hält er für aussichtslos. Ja, er spitzt zu, provoziert, übertreibt. Aber erfindet er etwas?



Gezielte Provokationen: Schriftsteller Biller.